

Peter Orullian
Das Gewölbe des Himmels
Zweites Buch

Peter Orullian

Das Gewölbe des Himmels

Der Unrechte

Aus dem Englischen
von Maike Claußnitzer

blanvalet

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel
»The Vault of Heaven I. The Unremembered (Chapter 47 – end)«
bei Tor Books, New York.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte
Papier *Super Snowbright* liefert
Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

I. Auflage

Februar 2014 bei Blanvalet, einem Unternehmen
der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright © der Originalausgabe 2011 by Peter Orullian
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2014 by Blanvalet Verlag,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: Isabelle Hirtz, Inkcraft, München
Illustration: © Melanie Miklitza, Inkcraft, München
Karte © by Peter Orullian
Redaktion: Alexander Groß
Lektorat: Holger Kappel
Herstellung: sam
Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pöbneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-26840-5

www.blanvalet.de

Für Cheyenne,
in der Hoffnung auf mehr Tage, an denen dein Daddy
zu Hause bleiben kann

I

DIE WILDNIS

Der Tag wurde stetig heller, während das Hohe Licht bis in den Zenit emporstieg. Tahn und Sutter führten ihre Pferde durch Steinsberg auf die nördlichen Klippen zu. Im strahlenden Tageslicht hinterließ der Anblick der verlassenen Stadt in Tahn ein leeres Gefühl. Irgendwie wirkte der Ort im grellen Sonnenschein noch einsamer. Das Klappern der eisenbeschlagenen Hufe ihrer Reittiere auf der steingepflasterten Straße hallte laut von den Mauern wider. Aus den Fugen zwischen den Steinen sah totes Gras hervor, das von den gelegentlichen Windböen zerzaust wurde. So weit war es also gekommen – die prächtige Stadt, die Tahn sich als lebendiges Zentrum des Wissens, der Kunstfertigkeit und des Gemeinnsinns vorgestellt hatte, ragte noch immer hoch auf, aber an ihrem Rand wucherte wildes Gras und verdorrte. All die Handwerkskunst war nur noch eine bloße Hülle, die zurückgeblieben war, als das Leben, das sie einst erfüllt hatte, verschwunden war, und jede Straße glich einem Knochen, der von einem verwesten Körper übrig war.

Sie überquerten eine breite Brücke in der Nähe einer Flussquelle. Tahn hatte den Eindruck, dass die verwitterten Funda-

mente noch so stabil waren wie an dem Tag, als man sie gelegt hatte. Am kristallklaren Wasser entlang führten Granitstufen in den Fluss hinab. Der Fremde blieb am Brückengeländer stehen und blickte auf den Flusslauf hinaus.

»Ein Ort, an dem man Zuflucht vor der Hitze findet«, sagte der geheimnisvolle Mann. »Könnt Ihr nicht geradezu die Kinder dort drüben im Wasser waten sehen, wie sie einander nassspritzen und davonlaufen, um sich hinter den Beinen ihrer Mütter zu verstecken?«

Das Bild brach mit Macht über Tahn herein. Er konnte sich keine bessere Verwendungsmöglichkeit für die langen Steinterrassen vorstellen. Entlang der Stufe lag eine Anzahl umgestürzter Krüge, manche zerbrochen, andere dagegen noch heil. Tahn stellte sich vor, wie hier Wasser geschöpft worden war, um in den Häusern von Steinsberg verbraucht zu werden. Die einfache Tätigkeit, Wasser ins Haus zu bringen, um das Abendessen zuzubereiten, erinnerte ihn an Helligtal. Obwohl sein Heimatdorf weit kleiner war und keinen so ehrgeizigen Bauplan aufwies, waren seine Bedürfnisse doch dieselben. Und dennoch hatten die Bewohner von Steinsberg dieses paradisiische Zuhause verlassen. Tahn ertappte sich dabei, sich zu fragen, was ihr seltsamer Reisegefährte wohl über das Ende der Steinsberger herausfinden würde – oder was er schon wusste, ihnen aber nicht erzählte.

Das Wasser war unwiderstehlich. Tahn stieg ab, lief voraus, bog um den letzten Brückenpfeiler und sprang die drei breiten Stufen bis zum Ufer hinab. Er konnte den Grund klar erkennen. Der Geruch der sauberen, frischen Quelle ließ ihm das Wasser im Munde zusammenlaufen. Er griff mit der hohlen Hand in den Fluss, um seinen Durst zu stillen. Als er fertig

war, nahm Tahn den Verschluss seines Wasserschlauchs ab und senkte die Öffnung in den Strom. Während er darauf wartete, dass der Schlauch sich füllte, betrachtete er das Spiegelbild des Himmels in der Wasseroberfläche: die Dächer der höchsten Gebäude westlich von ihm, den Himmel, die Brücke, Sutter und ... wo war der Fremde? Tahn sah genauer hin, und ein kalter Schauer lief ihm die Arme hinauf und den Rücken hinunter. Er konnte sonst nichts in der glasklaren Wasserfläche erkennen.

Sein Schlauch war voll, aber er hielt ihn weiter unter Wasser und blickte beiläufig auf. Er sah den Mann mit raschen, mühe-losen Bewegungen von der Brücke herabschreiten, ohne dass er Tahn angesehen hätte. Es war vielleicht töricht, aber Tahn hatte gedacht, der Mann hätte neben Sutter gestanden. Er wusste zwar nicht genau was, aber irgendetwas an diesem Fremden war fürchterlich falsch. Er richtete seine Aufmerksamkeit wieder auf seinen Wasserschlauch, zog ihn hoch und verkorkte ihn.

So gleichmütig er konnte, stand Tahn auf und stieg die Stufen zum Ende der Brücke empor, wo Sutter zu ihm stieß.

»Was ist los?«, fragte Sutter sofort.

Tahn schüttelte den Kopf und sah beiseite, zu dem Fremden, der ihnen noch immer den Rücken zuwandte. »Später«, flüsterte er und schluckte. »Aber wir behalten unseren neuen Freund gut im Auge, ja? Irgendetwas stimmt nicht mit ihm.«

»Und das hältst du für eine Neuigkeit?«, sagte Sutter und klopfte Tahn mit den Fingerknöcheln sacht auf die Brust. »Ich vertraue nur den Dingen, die ich am Stück aus dem Boden graben kann.«

»Kommt«, rief der Mann, ohne auch nur einen Blick auf sie

zu verschwenden. »Es liegt noch ein weiter Weg vor uns, und die Straßen sind von hier an schlechter. Aber keine Angst, sobald wir die Wildnis erreicht haben, könnt Ihr Euch darauf verlassen, dass ich Euch zur Nordschlucht bringe.«

Tahn hängte sich seinen Wasserschlauch um und stieß Sutter an. Er folgte dem Mann wieder, hielt aber diesmal mehrere Schritte Abstand zu ihm.

Die späte Sonne beschien noch die letzten vorgelagerten Gebäude, als sie plötzlich einen schmalen Streifen unbebauten Bodens erreichten, hinter dem ein dichtes Gewirr aus Bäumen und Büschen begann.

»Die Wildnis, Jungs«, erklärte der Mann selbstgefällig. »Ich habe Euch doch gesagt, dass ich Euch herbringen würde.«

»Es ist spät«, sagte Tahn. »Wir können in einem der Häuser in der Nähe schlafen. Es besteht kein Grund, heute Abend noch übereilt in die Wildnis aufzubrechen.«

»Unfug«, entgegnete der Mann. »Ihr könnt bereits durch die Wildnis hindurch sein, bevor das letzte Licht von den östlichen Klippen verschwindet. Außerdem schläft es sich in den Betten von Steinsberg hart. Da wärt Ihr mit einem Fleckchen Erde besser bedient.« Er grinste breit. »Achtet gar nicht auf mich«, fuhr er fort. »Ich habe die Gefahren der Wildnis übertrieben dargestellt. Ich bin mir noch nicht einmal sicher, ob die Steinsberger sie je als Wildnis bezeichnet haben. Kommt, kommt, ich zeige Euch den Weg.«

Der Mann setzte sich mit entschlossenen Schritten rasch wieder in Bewegung. Sutter zuckte die Schultern und reihte sich hinter ihm ein. Tahn tastete nach den Stäben in seinem Umhang. Je eher sie in Decalam eintrafen, desto besser. Zwanzig Schritt später waren sie schon von hohen Bäumen umgeben.

Die dicken Hartholzbäume der Wildnis waren mit feuchten, moosigen Flechten bedeckt, und die Luft war nach dem Regen von Fäulnisgestank erfüllt. Wurzeln schlängelten sich über den Boden, als wären sie unfähig, tiefer im Erdreich Halt zu finden. Das machte den Weg uneben und das Wandern beschwerlich. Zweige wuchsen nicht, wie es natürlich gewesen wäre, auf der Suche nach Sonnenlicht in den Himmel empor, sondern reckten sich in seltsame Richtungen und schienen willkürliche Biegungen zu machen: Viele strebten zum Boden zurück, wo sie Wurzeln schlugen oder zumindest waagrecht weiterwuchsen. Tahn fragte sich, ob im Laufe der Zeit der gesamte Wald zu einer undurchdringlichen Holzwand werden würde.

Bald wurde das Licht schwächer, verdeckt von den dicht ineinander verflochtenen Zweigen über ihnen. Die Bäume trugen kleine, knospengleiche Blätter, die kaum ausreichten, um Schatten zu spenden, aber die Überfülle von Ästen, die miteinander zu wirren Knoten verwachsen waren, glich den Mangel an Laub mehr als aus.

Tahn spitzte die Ohren, um die Geräusche der Natur zu hören, an die er sich auf der Jagd in Helligtal gewöhnt hatte. Stattdessen hörte er einen dumpfen Klang tief im Wald, als würde jemand mit dem Holzhammer auf einen ausgehöhlten Baumstamm schlagen. In unregelmäßigen Abständen ertönte auch das Zirpen einer Grille, aber es hielt nie an, sondern brach immer wieder für mehrere Augenblicke ab, bevor sich die gleiche stockende Lautfolge wiederholte. Als sie tiefer in die Wildnis vordrangen, begann ein nach Moschus riechender Nebel aus dem Lehmboden aufzusteigen.

»Achtet gar nicht auf den Nebel«, sagte der Mann begüti-

gend. »Hitze und Kälte ringen in der obersten Erdschicht miteinander; er wird sich bald wieder legen.«

»Ihr sagtet, dies sei die Verteidigung der Steinsberger gegen Angriffe gewesen?«, fragte Sutter, während er sich über das Wurzelgewirr vorantastete.

»Wirkungsvoll, findet Ihr nicht?«

»Es scheint mir eher so, als würde ein Feind hier Deckung finden, während er näher an die Front gelangt«, sagte Sutter.

»Es gibt in der Wildnis mehr als nur Bäume, Abenteurer.« Der Mann blieb stehen, drehte sich einmal im Kreis und nickte, während er den Blick über die Baumwipfel über ihren Köpfen schweifen ließ. »Die Wildnis hat so eine Art, einen Mann zu verwirren und dafür zu sorgen, dass er sich selbst vergisst. Viele Gräber liegen in der Wildnis, aber keines ist als solches gekennzeichnet, denn keines war geplant. Es gibt Inschriften in der Stadt, die besagen, dass zuerst die Siedlung entstand, während anderen zufolge die Wildnis älter ist. Was auch immer zutreffen mag, dieser dunkle Hain steht hier schon lange Zeit. Ich vermute, er hat die Steinsberger ebenso sehr zur Demut gemahnt, wie er böswillige Eindringlinge ferngehalten hat.« Der Mann lächelte über seine eigene Erkenntnis. »Was für ein glorreiches Volk! Wie aufgeklärt. Ganz abgesehen vom Maß ihres Einfallsreichtums und von ihren steinernen Denkmälern haben sie diesem Hain erlaubt, ungezähmt zu wachsen, so dass sein Naturzustand eine Messlatte für die Höhe ihres Fortschritts bildete.«

Sutter starrte den Mann neugierig an.

»Vielleicht sind es auch nur Bäume«, fuhr er wenig überzeugend fort. »Vielleicht habe ich mich zu sehr in meine Dokumente und Studien vertieft, um unvoreingenommen zu bleiben.« Er sah Tahn mit funkelnden Augen an. »Wisst Ihr, genau

das ist der Grund dafür, dass ich gehofft habe, Euch bis in die Nordschlucht begleiten zu dürfen. Ein guter Erforscher der Vergangenheit muss seine Schlussfolgerungen an den Empfindungen lebender, atmender ... Abenteurer messen, meint Ihr nicht?«

Tahn nickte und ließ den Blick durch den Wald ringsum schweifen. Das Licht malte schwache, verschwommene Muster. Die dicht miteinander verwobenen Zweige über ihnen hinterließen in ihm den Eindruck, dass es in der Wildnis nie heller als jetzt wurde und dass die Nacht noch tiefer und dunkler sein würde, als er sie sich vorstellte.

Der Mann ließ seinen Mantel durch die Luft wirbeln, indem er sich um sich selbst drehte, bevor er noch tiefer in die Wildnis vordrang. Der Weg, den er einschlug, wand sich wie eine Schlange, und sogar Tahn, der sonst in Wäldern über einen hervorragenden Orientierungssinn verfügte, hatte bald das Gefühl, sich völlig verlaufen zu haben. Das Gelände stieg an und fiel wieder ab, und die Wurzeln wuchsen immer näher beieinander und ließen kaum Zwischenräume frei. Ringsum war Wald: Wurzeln unter ihren Füßen, dunkle Rinde an den Bäumen und ein niedriges Dach aus Ästen ... eine Höhle aus Wald. In keiner Richtung konnte Tahn etwas anderes als die tiefe Dunkelheit endloser Baumstämme sehen, die im schattigen Schutz der Wildnis schwarz geworden waren. Der Geruch nach verfaulendem Holz lag drückend in der Luft.

Dann verschwand binnen eines Augenblicks alles Licht. Das schwache Halbdunkel ging in beinahe völlige Finsternis über, als die Sonne hinter den westlichen Klippen versank. Aus der Ferne hallte das seltsame Geräusch von Holz, das auf Holz traf, in tiefen Tönen herüber, die Tahn eher spürte als hörte,

und seltsamerweise endete auch das Grillenzirpen und hinterließ im Hain eine Totenstille, die sogar Sutter sein angeborenes Lächeln verlieren ließ.

»Ich nehme an, wir erreichen die Nordschlucht doch nicht mehr«, sagte Sutter sarkastisch aus der Dunkelheit.

»Es ist nicht weit«, erwiderte der Mann, »aber man ist ... schlecht beraten, nachts durch die Wildnis zu reisen. Macht Euch keine Sorgen. Ich bin vorsichtig und Sorge schon dafür, dass Ihr durchkommt.«

»Ich werde ein Feuer entzünden«, sagte Tahn. Mit der plötzlichen Dunkelheit war auch die dazugehörige Kälte hereingebrochen.

»Wenn es sein muss«, antwortete der Mann.

Tahn glaubte, aus seiner Zustimmung einen gewissen Widerwillen herauszuhören, aber vielleicht lag das auch nur daran, dass die Feuchtigkeit der Wildnis und die Düsternis, die sie umgab, Tahn selbst in mürrische Stimmung versetzt hatten.

Er schlurfte vorsichtig voran und suchte eine Freifläche ohne Wurzeln am Boden. Sutter sammelte ein paar herabgefallene Äste auf, und bald hatten sie wieder Licht und Wärme. Tahn setzte sich auf eine bucklige Wurzel und zog ein bisschen Brot für sich und Sutter aus der Tasche. Der Feuerschein verlieh der Rinde der nahen Bäume einen düsteren Schimmer. Funken aus dem Feuer wurden von der Hitze nach oben getrieben und erloschen im dichten Geflecht der tiefhängenden Zweige. Ihr Führer saß in der Nähe, behielt das Feuer im Auge und sah abwechselnd Tahn und Sutter an. Er holte kein Essen hervor.

»Vertraut Ihr mir jetzt, nachdem wir so weit durch die Wildnis gereist sind, genug«, begann er, »um mir Eure wahre Beru-

fung anzuvertrauen?» Er sah Tahn mit hochgezogener Augenbraue an.

Sutter legte seinen eigenen Brotkanten beiseite und musterte den Mann unverwandt mit starrem Blick, bis der Fremde den Kopf wandte, um ihm in die Augen zu sehen. »Ich baue Wurzelgemüse an«, sagte Sutter mit Nachdruck und fügte hinzu: »Oder habe das zumindest getan. Aber jetzt verbringe ich die Zeit damit, ermüdenden Geschichten zu lauschen. Ich sehne mich nach den Wurzeln zurück.«

Tahn versuchte, Sutter mit einem Blick zum Schweigen zu bringen, aber sein Freund wollte ihm nicht in die Augen sehen.

Der Mann wandte sich ungerührt wieder Tahn zu. »Und Ihr?«

»Ich bin müde«, sagte Tahn.

»Unfug«, entgegnete der Mann. »Durch die Wildnis zu spazieren ist doch nicht so anstrengend. Eure echten Berufe bedeuten mir nicht viel, aber sie sind sicher interessanter als Eure Behauptung, Abenteurer zu sein. Das Leben selbst ist doch schon abenteuerlich genug, findet Ihr nicht auch?«

Tahn musterte das ungezwungene Lächeln auf dem Gesicht des Mannes. Wahrscheinlich fehlte es dem Fremden einfach an Gesellschaft, und er war nur deshalb so aufdringlich. Seine edelsteinbesetzte Schwertscheide, sein Umhang und sein Dreispitz waren der übertriebene Aufputz eines nicht besonders selbstsicheren Mannes. Er sprach mit eleganter Gespreiztheit, auf die geschliffene Art, wie ein Händler redete. Aber er hatte nichts dabei zu gewinnen, Tahn und Sutter zu helfen, und Tahn konnte ihm das Gefühl der Einsamkeit nachempfinden.

»Doch«, antwortete Tahn. »Ich jage Wild und kümmerge mich um den Wald in der Nähe meines Zuhauses.«

»Und wo liegt dieses Zuhause?«, fragte der Mann.

Nun tauschte Tahn doch einen Blick mit Sutter, und sein Freund schüttelte beinahe unmerklich den Kopf, um ihn zur Zurückhaltung zu ermahnen. »Reyal-Te«, sagte Tahn.

Der Mann nickte. »Am Rande des Malwalds. Ihr seid weit weg von zu Hause. Vielleicht steckt in Euch beiden doch etwas von Abenteurern.«

Ihr Führer saß bequem da und wirkte trotz des Tagesmarsches ausgeruht, kraftstrotzend, obwohl er kein bisschen Nahrung zu sich genommen hatte. Die Nachtluft wurde immer kühler. Tahn und Sutter rückten näher ans Feuer heran und wärmten sich Arme, Oberkörper und Wangen, während sie am Rücken vor Kälte eine Gänsehaut bekamen. Ihrem Führer schienen die sinkenden Temperaturen nichts auszumachen.

Etwas war Tahn an ihrem Weg durch die Wildnis eigenartig erschienen, und es fiel ihm wieder ein, als er sich die Hände an den Flammen wärmte. »Wie findet Ihr Euch in diesem Wald zurecht? Ihr könnt den Weg doch nicht gelernt haben, indem Ihr ihn nur ein einziges Mal gegangen seid.«

»Oh, ich bin schon sehr lange hier, mein Freund«, sagte der Mann. »Die Ironie beim Studium der Vergangenheit besteht darin, dass wir zu oft eine ganze Generation in die Fußnoten einer einzigen Seite zwängen. Wenn man sich in angemessener Form der Geschichte widmet, dann dauert die Beschäftigung damit so lange, wie andere brauchten, um sie zu durchleben, davon bin ich überzeugt. Und wenn ich herausfinden soll, was aus den Leuten hier geworden ist, was sie dazu verleitet hat, diese schöne Stadt zu verlassen, muss ich alles lernen, was einem Bürger selbstverständlich erschienen wäre: die unterschiedlichen Bedeutungen der Wörter, derer man sich bediente,

um zu beleidigen, zu erbauen oder Gelächter hervorzurufen; die ungeschriebenen Verhaltensregeln, die Respekt oder Intoleranz verrieten; ob die Lebenseinstellung der Bevölkerung mit der ihrer Dichter übereinstimmte oder ob die Dichter rebellisch waren und nur für sich selbst sprachen.«

»Ich sehe keinen Sinn darin«, mischte sich Sutter ein. »Bei allem Respekt«, fügte er vorsichtig hinzu, »sie sind doch verschwunden, so oder so, und das Leben ist auch ohne sie weitergegangen.«

Die Gesichtszüge ihres Führers erschlafften, und der aufgeräumte Ausdruck verschwand. Er richtete die Augen auf Sutter, ohne den Kopf zu wenden. »Ihr habt Euch eure Frage selbst beantwortet, Rübenbauer. Wie kann Euch das entgehen? Heute haben wir auf dem hochberühmten Platz der prächtigsten Stadt gestanden, die je errichtet wurde. Vom zentralen Springbrunnen bis zum Rand der Friedhöfe ringsum seid Ihr durch die Straßen einer Stadt geschritten, in der selbst die Behausung des geringsten Bürgers nicht von Elend zeugt. Sie ist in ihrer Gesamtheit ein unvergängliches Loblied auf Einigkeit und Gleichheit. Dieses Volk zog wortwörtlich Gewinn aus dem Wissen, das es durch solch eine umfassende Gemeinschaft erworben hatte. Und dann verschwand es ohne eine Spur von Konflikten oder jeglichen Hinweis darauf, wohin es gegangen ist.« Der Mann starrte Sutter eindringlich an und war ganz eindeutig überzeugt davon, dass diese Tatsache offensichtlich war.

Sutter schüttelte den Kopf. »Vielleicht wurde die Stadt erobert. Wenn die Bewohner überrumpelt und gefangen genommen wurden, sind sie vielleicht alle irgendwohin verschleppt worden. Das würde doch erklären, warum die Stadt verlassen ist, aber keine Kriegsspuren aufweist.«

Ihr seltsamer Führer starrte eine Weile stumm vor sich hin. Dann war es an ihm, den Kopf zu schütteln. »Junge.« Er sprach es mit völligem Gleichmut aus, eine Beleidigung, die vernichtender klang als jeder Fluch. »Seht Euch doch an, fern von Reyal-Te, auf der Suche nach etwas, wie ich annehme, und darauf bedacht, Eure kleinen Geheimnisse zu bewahren, weil Ihr mir nicht vertraut, während Ihr Euch zugleich für das Leben und die Arbeit schämt, die Euch dort gehalten haben. Jetzt tragt Ihr ein Schwert und zieht auf der Suche nach mehr über die Landstraßen, tut, was auch immer Ihr wollt, überquert die Ophal'Donn-Brücke und spaziert durch die Vielstimmenschlucht, als hättet Ihr Euch ein Anrecht darauf erworben. Und doch seid Ihr außerstande, das Wunder von Steinsberg zu sehen: dass diejenigen, die hier gelebt haben, genau diese Arroganz überwunden hatten, die Euch das Gefühl verleiht, mehr verdient zu haben, als Ihr besitzt, dass sie den ewigen Wettstreit überwunden hatten, der solcher Arroganz entspringt. Dabei sind die Steinsberger über ihre eigene Stadt aus Fels und Mörtel hinausgewachsen, und als sie an einen besseren, edleren Ort weitergezogen sind, ist das Leben tatsächlich weitergegangen.« Der Mann hielt inne, und das Knistern des Feuerholzes wirkte in der Stille plötzlich sehr laut. »Ich will wissen, was sie wussten, dorthin gehen, wohin sie gegangen sind. Ich bin müde ...« Er hielt inne, und das liebenswürdige Lächeln kehrte auf seine Lippen zurück. »Es tut mir leid – ich begeistere mich sehr für meine Studien.«

Sutters Gesicht wurde blass. Er legte die Hand an den Schwertgriff.

Mit leiser Stimme sagte ihr Führer noch ein paar Worte:

»Die Übrigen sind wandelnde Erde, aufrechter Staub, unwissend vergeudeter Atem.«

Die Worte waren Tahn vertraut, aber er konnte sie nicht einordnen. Er aß sein Brot auf und schlief später ein, während er das flackernde Feuer beobachtete, die Hand auf die Stäbe in seinem Mantel gelegt.

Er konnte das Gesicht des Mannes nicht sehen. Das konnte er nie. Aber Tahn konnte die Gestalt hinter sich spüren, bereit, jede falsche Bewegung oder jedes Nachlassen seiner Konzentration zu korrigieren.

Der Horizont erstrahlte bei Tagesanbruch zartblau. Tahn stand auf einer Felsklippe und blickte auf eine uralte Schlucht hinab, die ein langsam strömender Fluss tief in sein Tal eingekerbt hatte. Das rote Gestein und der ausgebleichene Sand wirkten im sanften Licht des frühen Morgens friedvoll. Die Gestalt verlagerte ihr Gewicht auf den anderen Fuß, und das Knirschen der Kiesel unter der Sohle unterstrich die Stille, die sich über die Schlucht gesenkt hatte. Die Luft über der Klippe, auf der Tahn stand, regte sich nicht, und er hielt den Atem an, als er über die gewaltige Schlucht hinweg zielte.

»Atme natürlich«, sagte der Mann. »Ein starrer Brustkorb schwächt die Arme und erzeugt Angst. Du musst deinen Pfeil furchtlos abschießen, um dein Ziel zu treffen. Jeder Pfeil, jeder Atemzug ist einer weniger bis zu deinem letzten. Und jeder Pfeil ist wichtig und muss ganz der Absicht deines Herzens entsprechend fliegen.«

»Aber hier gibt es nichts, worauf ich schießen könnte«, sagte Tahn. »Die Schlucht ist breit, und hier gibt es kein Wild zu jagen.«

Tahn spürte, wie der Mann den Kopf zu ihm beugte und ihm ins Ohr flüsterte: »Wir kommen in der Morgendämmerung an diese Stelle, weil du lernen musst, dich auf dich selbst und nicht auf dein Ziel zu konzentrieren, wenn du den Pfeil abschießt.« Seine Stimme klang sanft, aber bestimmt. Wenn er auf diese Art sprach, erwartete er von Tahn, zuzuhören und nichts zu

vergessen. »Du erzeugst die Energie der Waffe, indem du die Sehne spannst. Du kannst die Kraft spüren, die sich in der Sehne zusammenballt, und das Nachgeben der Wurfarme. Nichts davon steht bisher dem Pfeil zur Verfügung. Das ist der Moment des Gleichgewichts zwischen Forda und Forsa, dem Bogen und der Energie, die du ihm verleihst. In diesem Moment stehst du mit der Möglichkeit bewaffnet da, ein Leben zu beenden oder es zu retten. Dein Wille ist alles, Tabn.«

»Wie soll ich wissen, wann ich schießen soll und wann nicht?«

Der Mann atmete langsam durch die Nase aus. »Du wirst dir diese Frage jedes Mal stellen, wenn du den Bogen spannst. Sie kann nicht ein für alle Mal beantwortet werden. Aber der Fähigkeit, diese Wahl zu treffen, wohnt an sich schon Kraft inne. Es gibt Leute, die nicht über diese Kraft verfügen, die aber bestrebt sein werden, von deinem Anteil daran Besitz zu ergreifen.«

Tabn war verwirrt.

Der Mann fuhr fort: »Dein Leben ist ein kostbares Geschenk, das du vor einem bestimmten Feind bewahren musst. Man kennt diese Feinde unter vielen Namen, und sie werden oft einfach als »die Uralten« bezeichnet. Sie sind hierzulande heute vergessen, da sie selbst dem Gedächtnis des ältesten Vorlesers entschwunden sind. Sie werden vielleicht als Versucher an dich herantreten, sogar als Boten, aber sie sind Scharlatane, deren Stolz sie dazu verdammt hat, ein Leben des Stillstands tief im Born zu führen. In tausend Menschenaltern haben sie sich aus ihrem Gefängnis hervorgearbeitet und damit begonnen, unter den Menschen umherzustreifen und wie Diebe ein Komplott zu schmieden, um zu stehlen, was ihr eigener Ehrgeiz ihnen genommen hat: die Möglichkeit, die Vermischung von Forda l'Forsa in ihrer eigenen Brust zu spüren.«

»Und ich muss sie erschießen«, sagte Tabn naiv.

»Nein, Junge, hör zu, was ich dir zu sagen habe.« Der Mann streckte einen Arm an Tabns Gesicht vorbei und deutete auf die Leere des Himmels über der großen Schlucht. »Du musst die Kraft des Spannens selbst erlernen und daran denken, nicht an den Pfeil. Sie ist mögliche Kraft, genau wie ein

Findling, der oben auf einem Hügel liegt, und wäre deine einzige Waffe gegen sie.« Der Mann hielt inne und wollte Tabn anscheinend Zeit lassen nachzuvollziehen, was er gesagt hatte. Aber Tabn hatte noch nicht verstanden, was er meinte, bevor er fortfuhr: »Du musst die Hand zum Gruß ausstrecken, um die Ehrlichkeit eines Uralten auf die Probe zu stellen. Der Uralte wird dich begrüßen wollen und sich dabei selbst vergessen. Du wirst seine Handfläche nicht in deiner spüren. Daran wirst du erkennen, dass er es darauf abgesehen hat, dich zu vernichten.«

Der Mann hörte auf zu sprechen, und Tabn wusste, dass es Zeit wurde, seinen Pfeil abzuschließen. Er blickte in die wachsende Helligkeit der Morgendämmerung und suchte sich ein Ziel: einen geschwärzten Baum tausend Schritt entfernt jenseits des Abgrunds, dann einen Berggipfel am Horizont, dann eine Wolke, die tief über die Hügel zu seiner Linken dabinglitt. Er konnte nichts von alledem treffen, und seine Finger begannen von der ununterbrochenen Belastung durch den gespannten Bogen zu schmerzen. Er holte tief Luft und atmete sofort wieder aus, wie der Mann es ihm geraten hatte. Aber seine jungen Arme konnten die Zugkraft nicht länger ertragen und begannen zu zittern. Der Schmerz, den es erzeugte, die Spannung aufrechtzuerhalten, brannte in seinen Schultern und schmerzte ihm in den Fingergelenken. War das die Lektion – sollte er die Kraft kennenlernen, die in der Waffe steckte? Lernen, dass ein Mensch ihr früher oder später unterliegen musste? Dass Forda l’Forsa als zwei Teile eines Ganzen gleichzeitig in einem Menschen vorhanden waren?

Er ließ die Sehne los, und als die Anspannung aus den Wurfarman schwand, wurde ihm klar, dass er keinen Pfeil angelegt hatte. Die Bogensehne summete, aber nichts segelte ins Morgenlicht. Spöttisches Gelächter tönte aus dem Himmel herab, brandete auf Wellen aus Nebel über ihn hinweg und streifte sein Gesicht wie der Kuss eines Trauernden, voller Kummer und Verlust. Tabn wirbelte herum, um den Mann anzusehen, aber hinter ihm lag nur Leere. Das Summen seiner Bogensehne stieg auf wie das Läuten einer

großen Glocke: Die Vibrationen prickelten ihm in den Fingern und ließen seine Hand taub werden. Er verlor das Gefühl im Arm und ließ die Waffe fallen. Unter ihm wurde der Erdboden weiß, und der Fleck breitete sich aus, um allem die Farbe zu entziehen. In Panik schlug Tabn mit den Fäusten auf den Fels der Klippe ein und schrie, um etwas anderes zu hören als das schreckliche Summen. Als er nichts hörte, hielt er inne. Rasch bob er zwei große Steine auf und schlug sie gegeneinander. Kein Knacken. Es gab in seinem Kopf nichts als das nachhallende Surren der gelösten Bogensehne, und vor seinen Augen war nichts als farblose Erde.

Tabn blickte auf und schrie in den Himmel empor.

Er zuckte zusammen und erwachte in der Wildnis; sein Schrei erstarb, während er noch von den Bäumen ringsum widerhallte. Sutter schlief ungerührt. Ihr Führer dagegen stocherte mit einem dünnen Stock im Feuer und hielt den Blick auf Tabn gerichtet, während er in der Glut wühlte. Die Flammen waren tief heruntergebrannt und umbüllten die Augen ihres Begleiters mit Schatten, deuteten aber durch einen roten Schimmer die dunklen Pupillen an.

Beiläufig strich Tabn mit einer Hand über seine verborgene Manteltasche . . . Die Stäbe waren verschwunden. Im selben Augenblick sah er, wie ihr Führer sich bückte und sie zur Hand nahm, als wollte er damit das Feuer nähren.

Beim Himmel und Allwillen, nein!

Der Mann wandte den Blick nicht ab, sondern schien den Wert der Stäbe nach Tabns Gesichtsausdruck zu bemessen. Im flackernden Licht konnte Tabn sich nicht sicher sein, ob der Mann lächelte. Er versuchte, seine Furcht zu überspielen, spürte aber, wie seine Augen sich vor Panik weiteten.

Was hatte der Mann in seinem Traum gesagt?

Die Gedanken verschwammen in seinem Verstand, als er sich auf die Stäbe konzentrierte, in denen die Botschaften verborgen waren, die Edholm ihnen anvertraut hatte. Ihr Führer hielt sich die Stäbe vor die Augen und be-

trachtete sie. Dann warf er sie in die Grube, in der das Feuer bis auf eine Schicht Koble herabgebrannt war. Die Hitze versengte sie, und Flammen loderten aus ihnen empor. Tahn fuhr von seinem Lager hoch und rammte die Hand in die Koblén, um die Stäbe herauszuholen. Der Gestank seines eigenen brennenden Fleisches stieg mit dem Rauch auf, und das sonderbare, spöttische Lachen des Fremden umfing ihn. Sosehr er sich auch abmühte, Tahn konnte die Stäbe nicht in die Hand nehmen. Sie tanzten aus seiner Reichweite davon und zwangen ihn, sich weiter in die Flammen zu recken. Dann züngelte das Feuer an ihm empor und versengte ihn heftig, und Tahn brüllte seinen Schmerz und seine Enttäuschung zum waldigen Dach der Wildnis empor.

Tahn setzte sich mit einem schwachen Japsen auf, das ihm aus seinem Traum gefolgt war.

»Sei still, Eichhörnchen«, sagte Sutter. »Ich versuche, ein bisschen Schlaf zu finden.«

Tahn drehte sich um und sah den Mann an, der sie aus Steinsberg zu den nördlichen Klippen geführt hatte. Er saß gelassen da und starrte ins Feuer, das genau wie in Tahns Traum tief herabgebrannt war. Um Unauffälligkeit bemüht, raffte Tahn seinen Mantel zusammen, so dass er sich aufsetzen konnte. Er tastete rasch nach den Stäben. Sie waren sicher in der Innentasche verstaut. Der Mann wandte sich Tahn mit einem entwaffnenden Lächeln zu; er hatte nichts mit dem verschlagenen Ränkeschmied aus Tahns Traum gemein.

Tahn kniete sich hin, sammelte mehrere kleine Holzstücke auf und warf sie ins Feuer. Der Mann sah ihn fragend an, sagte aber nichts. Als das Feuer heller leuchtete, begann die Erinnerung an einen unvollendeten Gedanken an Tahn zu nagen. Er hatte gerade versucht, sich auf etwas zu besinnen, als sein Albtraum eingesetzt hatte.

»Ihr schlaft unruhig. Euch geht etwas durch den Kopf«, sagte der Fremde.

»Uns allen geht etwas durch den Kopf«, erwiderte Tahn.

»Das ist mir auch schon aufgefallen.« Der Mann ließ den Blick nachdenklich auf Tahn ruhen. »Manche der alten Schriften besagen, dass der Schlaf unsere Vorbereitung auf den Tod ist: Auf einen Tag voller Leben und Licht folgt ein stilles, geruhsames Ende im Schlummer einer Nacht. Eine Probe, könnte man sagen – ein Muster, das wir oft genug befolgen, um es hinzunehmen, wenn unsere Zeit um ist und wir in die Erde zurückkehren müssen, die uns hervorbringt. Es ist kein Wunder, dass die Menschen damit ringen. Aber es ist ein edler Kampf, wie ich finde. Ich würde mich meinem Grabhügel nicht so leicht ergeben.«

Auf das Gesicht des Mannes war ein schmerzlicher Ausdruck getreten, während er gesprochen hatte. Tahn starrte ziellos in die Nacht und dachte an einen Gelehrten, hier in einer vergessenen Stadt, allein. Er ließ sich alles noch einmal durch den Kopf gehen, was sie gesehen hatten: die gewaltigen Springbrunnen auf dem großen Platz in der Stadtmitte, prächtige und bescheidene Gebäude, die mit gleicher Sorgfalt errichtet waren, den großen Ring aus unbebautem Land, mit vereinzelt Hainen bestanden und mit den Gräbern derjenigen übersät, die aus Steinsberg in die Erde zurückgekehrt waren, bevor es zu dem Auszug gekommen war, nachdem die Stadt auf ewig verlassen gewesen war.

Etwas durchzuckte Tahns Gedanken, etwas, das er gesehen hatte, als sie durch die Vielstimmenschlucht gekommen waren: eine Gestalt, selbst kaum mehr als ein Schatten, die sich über ein Grab gekauert hatte. Der nagende Gedanke nahm Form an,

als er sich an die Worte des Mannes aus seinem Traum erinnerte: *Du musst die Hand zum Gruß ausstrecken.*

Ohne ihrem Führer den Rücken zuzuwenden, stand Tahn auf, tappte dorthin, wo Sutter lag, und stieß die Schulter seines Freundes mit dem Fuß an.

»Nun sag bloß nicht, dass du mich trittst, da ich doch gerade einschlafen wollte«, protestierte Sutter mit belegter, verdrießlicher Stimme.

»Steh auf«, sagte Tahn leise.

Irgendetwas an seinem Tonfall drang wohl zu Sutter durch, der sich schnell erhob und seine Decke abschüttelte.

»Seid Ihr bereit zum Aufbruch?«, fragte der Mann und erhob sich geschmeidig. »Ich spüre, dass Ihr es eilig habt, diese Wildnis hinter Euch zu lassen und dorthin aufzubrechen, wohin Euch das Schicksal als Nächstes führt.«

Tahn nahm vorsichtig seinen Bogen an sich und fing Sutters Blick auf, bevor er auf das Schwert am Gürtel seines Freundes hinabsah. Sutter verstand und legte die Hand kampfbereit auf den Griff. Falls ihr Reisegefährte ihre Unruhe bemerkte, ließ er es sich nicht anmerken. Seine eingefallenen Wangen wirkten im flackernden Feuerschein umschattet, aber seine Augen blickten weiter gelassen. Die edelsteinbesetzte Schwertscheide fing das Licht in bunten Prismen ein, und er schob sich den Dreispitz in den Nacken, als Tahn um das Feuer herum auf ihn zutrat.

»Wir sind nun schon so weit zusammen gereist und haben Euch Gesellschaft geleistet, ohne uns einander in aller Form vorzustellen.«

»Wie meint Ihr das?«, fragte der Mann.

»Wir kennen Euren Namen nicht«, antwortete Tahn, »wohingegen Ihr so freundlich wart, nach unseren zu fragen.«

»Ich glaube, Ihr habt recht. Wie töricht von mir.« Er sah sie mit einem ernsten, entschuldigenden Lächeln an. »Die Aussicht auf Gesellschaft hat mich unhöflich werden lassen. Vergebt mir. Ich bin Sevilla Daul.«

»Es war unbeholfen von mir, nicht zu fragen«, erwiderte Tahn. »Nehmt bitte meine Entschuldigung an.« Und damit streckte er Sevilla die Hand hin.

EINE SCHLÜSSELBLUME

Braethen öffnete seinen Wasserschlauch und trank die letzten paar Mundvoll warmen Wassers, die kaum ausreichten, Staub und Sandkörner zwischen seinen Zähnen hervorzuspülen. Er drehte den Schlauch um, und drei Tropfen fielen in den Schmutz. Vor seinen Augen versickerte das Wasser in der Erde, ohne eine Spur zu hinterlassen. Er legte eine Hand auf die Stelle, an die die wenigen Tropfen gefallen waren: Der Boden war brennend heiß.

Dann hob Braethen den Kopf, beschattete seine Augen und blickte erst nach Osten, dann nach Westen. Es war immer noch nichts von dem Mann zu sehen, den sie suchten. Es gab nur das Mal, und das Mal wandelte sich nie. Er hatte angenommen, dass sogar dieser Ort im ersten Morgenlicht schön sein würde, aber er glich nur den Brachfeldern westlich von Helligtal, wo Vogelscheuchen schlaff und vergessen an Pfählen hingen, das Füllmaterial bloß noch eine Erinnerung, die Kleider von der Sonne ausgeblichen.

Sie hatten sich bereits vor Sonnenaufgang in Bewegung gesetzt. Vandanji führte sie weiter nach Nordosten. Den ganzen Tag über wanderten sie in der drückenden Hitze. Als es schon

spät war, geriet Braethen ins Taumeln. Er fing sich mit mehreren schlurfenden Schritten. Schweißperlen liefen ihm den Hals hinunter, und er wischte sie weg. Das Wasser war aufgebraucht, und auch die Pferde stolperten mit jeder Stunde häufiger.

Vor ihnen verschwand der Pfad einen Erdbach hinunter. Miras Kopf tauchte aus der Senke auf, und die Fern kam auf sie zugelaufen und bedeutete ihnen mit erhobener Hand, haltzumachen.

Vendanji blieb stehen. Eines der Pferde legte sich sofort hin und schnaubte vor Anstrengung durch die Nüstern. Binnen eines Augenblicks hatten es ihm die beiden anderen Pferde gleichgetan. Der Gedanke daran, sich hinzusetzen, war Braethen unheimlich, und so blieb er stehen, während Mira auf sie zurannte. Es machte ihn noch müder, ihr auch nur dabei zuzusehen.

Ihre Haare und ihr Hemd waren nassgeschwitzt, und auch ihr Gesicht war schweißüberströmt, aber sie wischte es sich nicht ab.

Sie benötigte nur einen Augenblick, um wieder zu Atem zu kommen. »Tausend Schritt, den Hügel hinunter und dann über eine zweite flache Anhöhe.«

»Hast du ihn gesehen?«, fragte Vendanji.

»Nein, und ich habe auch nicht nachgeforscht, ob das Haus bewohnt ist. Am Fuß des Hügels verlaufen, für die Bewohner des Hauses unsichtbar, seltsame Spuren über den Pfad. Sie sind weniger als einen Tag alt.« Sie sah den Weg zurück, den sie gekommen war. »Stilletteure könnten unbemerkt so weit ins Mal vorgedrungen sein. Wenn sie wissen, warum wir hergekommen sind, lauern sie uns vielleicht auf.«

»Wir haben keine Wahl.« Vendanji blickte zu ihren Reit-

tieren. »Wir gehen den Rest der Strecke ohne die Pferde. Wenn das Haus nicht verlassen ist, müssen seine Bewohner Wasser haben, und wir können umkehren und die Pferde tränken. Wenn es dagegen unbewohnt ist, haben sie einen edlen Zweck erfüllt.« Der Sheson wandte sich an Braethen. »Halt die Hand kampfbereit am Schwertgriff, Sodale. Das schaffst du schon.«

Braethen leckte sich die trockenen Lippen.

Vendanji setzte sich in Bewegung. »Mach einen großen Bogen«, sagte er zu Mira und beschleunigte seine Schritte. »Nähere dich dem Haus von hinten. Lass dich nicht sehen. Wenn er es nicht ist, ist es besser für uns, wenn deine Anwesenheit eine Überraschung ist.«

Die Fern brach wortlos auf und rannte nach Osten. Braethen sah ihr nach und bewunderte die Leichtigkeit, mit der sie sich bewegte, die Anmut und die Geschwindigkeit, wie bei einem Rennpferd, das über die Lehmabahn dahinschoss. Sie bewegte sich, als hätte die Hitze keine Auswirkungen auf sie. Binnen Sekunden war sie über den Hügelkamm verschwunden. Braethen wappnete sich und strengte sich an, mit Vandanji Schritt zu halten. Neue Entschlossenheit schien in dem Sheson aufgeflammt zu sein, und Braethen fühlte, wie sie mit jedem Schritt, den er tat, auch in ihm wuchs.

Vendanji und Braethen erreichten die Kuppe des Hügels. Vor ihnen lag eine Senke, in der sich ein ausgetrocknetes Flussbett nach Norden und Süden wand. Nachdem Vandanji sich kurz in beide Richtungen umgesehen hatte, brach er zu dem kleinen Haus auf, das wie ein einsamer Wegposten an einer sehr langen Straße lag. Es wirkte zugleich wie ein Teil der Landschaft und ein Eindringling in der Leere des Mals.

Fünfzig Schritt von dem Gebäude entfernt bildete eine na-

türliche kreisförmige Vertiefung einen Ring darum. Die Haus-
ecken bestanden aus großen roten Ziegeln, die aussahen, als ob
sie aus dem getrockneten Lehm des Mals bestanden. Holzbret-
ter verliefen ausgebleichen und wettergegerbt in senkrechten Rei-
hen. Das Dach war mit dünnen Sandsteinschindeln gedeckt,
und mehrere Leitern standen an die Dachkante gelehnt, woraus
Braethen schloss, dass es als Aussichtspunkt genutzt wurde.

Er folgte Vendanji ein paar Schritte näher heran. Ein leichter
Windhauch umflatterte den Schornstein wie ein unsichtbares
Fähnchen und strich hier und da durch verdorrtes Gras.

Vendanji legte Braethen eine Hand auf die Brust, um ihn
zurückzuhalten. Der Sheson wartete, lauschte, senkte dann die
Hand wieder und deutete auf einen leeren Waffenständer, der
am Haus lehnte.

»Es mag schwerfallen, diesen Mann zu respektieren«, sagte
Vendanji leise, »aber halte deine Zunge im Zaum. Er hat sich
seine Verbitterung verdient.«

Als sie vollständig aus der flachen Senke hervortraten, wurde
Braethen klar, wo sie sich befinden mussten: in der ringförmigen
Vertiefung, in der Maral Praig und sein Sheson in einem
Kreis gestanden hatten, um in der Schlacht des Rings zum letz-
ten Mal die Macht des Allwillens herabzubeschwören. Das
Herz des Sodalen machte einen Sprung bei dem Gedanken,
mitten am Ort des Geschehens zu stehen. Er fragte sich, ob der
Sheson, der hier gestorben war, in der Nähe begraben lag. Als
er das Haus vor sich betrachtete, wurde ihm bewusst, wie sehr
es jetzt einem Grabmal zu ähneln schien, als ob jeder Stein für
das Leben eines Menschen stand, der bei der letzten Anrufung
des Rings gefallen war. Wer auch immer dieser Grant war, ent-
weder bewunderte er diejenigen, die hier gestorben waren, oder

empfand nur Verachtung für sie, wenn er sein Haus inmitten ihres Todes errichtet hatte.

Sie gingen zu dem Gebäude und blieben stehen. Vandanji lauschte. »Hallo«, rief er und hielt einen gewissen Abstand zur Tür.

Er erhielt keine Antwort.

»Grant«, sagte der Sheson in sanfterem Ton.

Immer noch Schweigen.

Die Fenster waren hinter von innen verriegelten Läden verborgen.

»Nimm deine Waffe zur Hand«, sagte Vandanji.

Braethen zog seine Klinge so leise er konnte.

Der Sheson trat vor und klopfte an die Tür. »Wenn du da bist, Grant: Wir haben etwas Dringendes mit dir zu besprechen.« Die Stimme des Sheson wirkte in der Stille des Mals unnatürlich laut.

Braethen bäugte die Hausecken und fragte sich, wo Mira war. Ihm wurde vor Erwartung flau im Magen. Er würde vielleicht sein Schwert benutzen müssen. Der Gedanke erregte und verstörte ihn. Die Dunkelheit, die er durchlebt hatte, als er das Schwert zum ersten Mal in der Hand gehalten hatte, durchzuckte kurz seinen Verstand.

»Verurteile uns nicht, weil du hierher verbannt bist«, fuhr Vandanji fort.

Nichts regte sich im Haus. Ein Windstoß wirbelte ihnen Staub in die Augen. Vandanji wartete ab, bis die warme Brise sich gelegt hatte, und versuchte dann, die Tür zu öffnen. Die Klinke gab ungehindert nach, und die Tür schwang nach innen auf. Vandanji trat zurück und neigte sich dabei leicht nach vorn.

Bevor Braethen wusste, wie ihm geschah, verschwand Vendanji im Haus. Einen Augenblick lang war Braethen unentschlossen. Während er allein mit seinem Schwert dastand, sann er darüber nach, wie ungewöhnlich es für ihn war, ein Wohnhaus – welches Wohnhaus auch immer! – ohne ein Buch in der Hand zu besuchen. Aber der Moment ging schnell vorüber, und der Sodale sprang durch die Öffnung, das Schwert mit beiden Händen fest umklammert.

Alles wurde schwarz, und Panik übermannte ihn. *Ich bin wieder in der Dunkelheit!* Er packte sein Schwert fester und versuchte, sich an die Worte zu erinnern, die er beim ersten Mal gesprochen hatte, Worte, die seine Furcht gelindert hatten. Er konnte sich nicht daran erinnern, und sein Herz hämmerte. Dann ließ die Schwärze ein wenig nach. *Ich bin ein Narr!* Es war nicht dieselbe Leere wie zuvor; das Innere des Hauses war einfach in Dunkelheit gehüllt. Der starke Gegensatz von Helligkeit und Dunkel hatte Braethen kurz blind werden lassen. Er wandte den Kopf hin und her und versuchte, den Blick auf irgendetwas ruhen zu lassen.

Schemen und Schatten schienen ihn zu umtanzen. Er stach mit abgehackten Bewegungen mit der Klinge nach ihnen.

»Ganz ruhig, Sodale«, rief Vendanjis Stimme aus der Schwärze hervor. »Wir sind allein. Grant ist nicht hier.«

Als Braethens Augen sich gerade ans Dunkel gewöhnten, trat Mira durch die Tür. Sie hielt die Schwerter in den Händen, senkte sie dann aber und sah erst Braethen und danach sein Schwert an. »Deine Hände sind zu starr, um diese Waffe zu verwenden«, sagte sie vorwurfsvoll und ging an ihm vorbei in die hinteren Zimmer des Hauses. Braethen schob die Klinge mit einem verlegenen Lächeln in die Scheide zurück. Vendanji

achtete gar nicht auf ihn, sondern studierte einen kleinen Stapel Schriftstücke, der auf dem Tisch lag.

Die kühlere, abgestandene Luft linderte die Hitze in Braethens Wangen. Obwohl sie vor der Sonne geschützt war, wirkte die Einrichtung des Hauses ausgebleichen: eine Waschkübel auf einem Tisch; ein Bücherschrank, der bis auf drei Bände, die auf dem obersten Regal lagen, leer war; ein einfacher Tisch, um den herum vier ebenso einfache Stühle standen; und offene Schränke mit wenig Geschirr. Kein Kunstwerk schmückte die Wände, nur Bogenhaken und ein schmaler Waffenständer neben der Tür. Ein grau verfärbter Teppich, dessen Muster zu fast nichts verblasst war, bedeckte einen Großteil des Bodens. Dann sah Braethen, dass etwas an die Wand neben dem Durchgang zum Flur, der in die hinteren Zimmer führte, geheftet war. Seine Augen hatten sich an das schwache Licht gewöhnt, und er konnte ein kunstvolles Emblem erkennen, das an oberster Stelle auf ein Schriftstück gezeichnet war, das wie ein Edikt aussah.

Als er näher herantrat, sackte ihm angesichts dessen, was er las, der Unterkiefer herunter:

Dieser Erlass bezeugt, dass Meritus Denolan SeFeery willentlich Verrat an dem ihm übertragenen Beisteberamt und an der vom Höchsten Gericht und von der Liga der Edukation festgesetzten rechten Vorgehensweise begangen hat. Hiermit wird verkündet, dass Denolan SeFeery unwürdig ist, Bürger der Freien Stadt Decalam zu sein.

Im Interesse der Gerechtigkeit wird er somit auf immer in die Ödnis, die als das Mal bekannt ist, verbannt. Mit Ausnahme des Ersten Sitzes am Tisch der Regentin soll er allein wissen, welches Vertrauen dieses Urteil zum Ausdruck bringt.

Jeder, von dem man weiß, dass er Denolan SeFeery Unterschluß gewährt, soll fortan als Verräter gelten und entsprechend verurteilt werden. Vom heutigen Tag an wird Denolan SeFeery nicht mehr mit dem seinem einstigen Amt entsprechenden Ehrentitel eines Meritus bezeichnet werden. Sollte er je in die freien Mauern von Decalam zurückkehren, soll er sofort mit dem Tode bestraft werden.

Ein Dutzend Unterschriften standen am unteren Ende des Blattes. Das Pergament selbst war sepiafarben und hing müde herab. Nur das Siegel am oberen Ende zeugte von der offiziellen Natur des Dokuments.

»Meritus«, wiederholte Braethen ehrfürchtig. Er erinnerte sich, dass ein Meritus ein Krieger war, der einem Höherstehenden Gefolgschaft geschworen hatte und dessen körperliche Kampfkraft nur von seinem scharfen Verstand übertroffen wurde. Es war ein Titel, der von den höchsten Würdenträgern der Regierung nur den größten Kämpfern verliehen wurde.

Als er das Wort aussprach, kehrte Mira aus dem hinteren Flur zurück. Es zu hören schien eine persönliche Wunde bei ihr aufzureißen.

Braethen bemerkte es kaum. »War dieser Denolan SeFeery derselbe Mann? War er zugleich Grant? Und wenn ja, warum dann dieser andere Name?«

Der Sheson beachtete ihn gar nicht. »Jemand ist überstürzt aufgebrochen. Die Tinte hier ist noch nicht einmal trocken.«

»Es ist niemand im Haus«, bestätigte Mira. »Die Betten sind gemacht, in jedem Zimmer liegen Kleider zum Wechseln bereit. Es gibt Öllampen, die dem Geruch nach zu urteilen noch vor kurzem gebrannt haben. Ein Tagebuch auf jedem Nachttisch.« Sie kam ins Zimmer und stellte sich neben Vendanji.

»Niemand hat das Haus verlassen, solange ich es beobachtet habe. Und ich habe keine Fußabdrücke gesehen.« Sie schob ihre Schwerter in die Scheiden und begann, den Gemeinschaftsraum in Augenschein zu nehmen.

Der Sheson berührte behutsam das oberste Pergamentblatt, das auf dem Tisch ausgebreitet lag. »Er schreibt die Charta neu«, flüsterte er.

Das zu hören ließ Braethen das Blut in den Adern gefrieren. Er hatte nur ein einziges Mal von der Charta gehört, und damals hatte A'Posian den Gutteil einer Flasche von Winzer Soloms Branntwein im Bauch gehabt. Was er gesagt hatte, hatte er in unzusammenhängenden Sätzen geäußert, die sich angehört hatten, als würde er im Schlaf sprechen. Aber Braethen hatte daraus entnommen, dass die Charta älter als die Verse der Verlassenen war und sie an Bedeutung übertraf und dass sie aus den Händen der Ersten selbst stammte.

Man vermutete, dass die Charta in der Sprache des Bundes verfasst worden war und grundlegende Prinzipien und Privilegien festgelegt hatte, die dem allgemeingültigen Gesetz gehorchten, das auf der Welt das Leben gewährte und bewahrte. Viele waren zutiefst davon überzeugt, dass die Verse der Verlassenen als Werkzeug dienten, um den Schleier zu stärken und den Born in Schach zu halten. Die Charta hingegen bezeichneten die meisten Gelehrten, wenn sie sie denn überhaupt erwähnten, als Legende, als romantische Vorstellung, die nicht länger vernunftgemäß war und sicher nicht als tatsächliches Schriftstück bestand, sondern eher als eine Reihe von alten Glaubensvorstellungen, von denen einige so machtvoll waren, dass sie dem Gewebe des Lebens selbst angehörten, obwohl die Generationen, die nach ihren Grundsätzen lebten, sie nicht mehr unmittelbar kannten.

Braethen war zu dem Schluss gelangt, dass die Charta nun in den Geschichten weiterlebte, die von Vorlesern und Autoren erzählt wurden, um Glaubensvorstellungen zu vermitteln und dem, was Menschen taten und wofür sie starben, eine Bedeutung zu verleihen.

Aber angesichts der Art, wie Vendanji davon sprach, ertappte Braethen sich bei dem Gedanken, dass es sich um mehr handeln musste, als er bisher angenommen hatte. Denn ganz gleich, was die Charta früher einmal gewesen war: dass Grant begonnen hatte, sie neu niederzuschreiben, war sicher ein Vorbote von Veränderungen.

Hatte dieser Grant die Macht, ein solches Dokument zu verfassen, oder war es ein Akt der Häresie?

»Für uns gibt es hier nichts«, sagte Vendanji schließlich. »Es ist noch hell genug, um weiterzureisen, und wir müssen entweder Wasser finden oder uns beeilen, den Rand des Mals zu erreichen. Kommt.«

Mira huschte zur Tür, bevor Vendanji hindurchtreten konnte. Sie ging in die Hocke und legte flink die Hand auf den Schwertgriff. Dann sauste sie ins Freie, Vendanji nur einen Schritt hinter ihr. Braethen sah sich ein letztes Mal um. Etwas an dem Haus ging ihm nahe, vielleicht der Erlass an der Wand oder die karge Schlichtheit der Einrichtung oder die Pergamentseiten auf dem groben Tisch, die an diesem entlegenen Ort verfasst wurden – das war, wie er fand, ein Akt des Glaubens, der irgendwie nicht in die verlassene Umgebung des Mals gehörte. Was für ein Mensch schrieb so etwas?

Braethen schritt zur Tür und stolperte über seine eigenen Füße, als er beinahe gegen Vendanjis Rücken lief.

»Besuch«, sagte eine Stimme aus einiger Entfernung.

Braethen trat an die Seite des Sheson. Ein Mann stand im Gegenlicht, so dass seine Umrisse sich vor der Sonne abzeichneten. Braethen hob eine Hand über die Augen, aber das Licht stand zu tief am westlichen Horizont, um sie dagegen zu beschirmen. Der Schatten des Mannes fiel in einer langen Linie auf sie zu. Braethen setzte instinktiv an, sein Schwert zu ziehen, aber Vendanji legte ihm eine Hand aufs Handgelenk.

»Halt«, sagte er sehr leise.

»Genau, Sodale«, sagte der Mann. »Ein Dreiring und ein Flinkfuß als Reisegefährten, und du bist der Erste, der blankzieht. Ob das tollkühn oder nur töricht ist, weiß ich nicht, aber du trägst dein Schwert wie ein neues Paar Schuhe.«

Vendanji starrte geradeaus direkt in die Sonne. »Wir bringen Neuigkeiten.«

»Natürlich«, erwiderte der Mann mit einem Hauch von Verachtung in der Stimme. »Was sonst könnte jemanden dazu verleiten, sich so weit von zu Hause fortzuwagen? Und du glaubst also, dass deine Neuigkeiten mich betreffen, Sheson.« Der Mann kam einige Schritte näher heran. Braethen konnte das Dunkelbraun seiner wettergegerbten, sonnenverbrannten Haut und die tiefen Falten in seinen Augenwinkeln sehen.

»Ja.«

»Was die Namen angeht«, sagte er, »nennt ihr mir eure, oder bekomme ich es mit Lügen und Geheimniskrämerei zu tun?«

»Das hier ist Mira aus Naltus, und dies ist Braethen aus Helligtal.« Vendanji hob die Hand, um den Mann zu begrüßen. »Und meinen Namen kennst du.«

Braethen sah, dass der Fremde die Stirn runzelte, aber mit dem Rücken zur Sonne stehen blieb. »Für dich bin ich tot«, sagte er schließlich. »Warum kommst du jetzt?«

»Weil ein neues Zeitalter es den Menschen vielleicht abverlangt, ihre Vergangenheit zu vergessen«, erwiderte Vendanji. »Willst du etwa zu dem werden, was zu sein man dir vorgeworfen hat?«

Ein finsterner Ausdruck huschte über die Züge des Mannes. Braethen spürte den gleichen kalten Schauer, der ihm auch im Haus über den Rücken gelaufen war. Es war mehr die Gleichartigkeit dieser Gefühle als sonst irgendetwas, die ihm jeden Zweifel daran nahm, dass sie Grant gefunden hatten. Die Augen des Mannes hätten selbst einem Bar'dyn Angst einjagen können. Sein Gesichtsausdruck drang Braethen bis ins Mark und ließ ihm plötzlich seine eigene Undankbarkeit und Naivität bewusst werden. Er wollte diese Miene nie wieder sehen.

Vendanji hielt weiter die Hand erhoben, um willkommen geheißen zu werden, aber Grant machte sich nicht die Mühe, sie zu ergreifen. Braethen verspürte einen gewissen Respekt, der über den Argwohn hinausging, den er bereits diesem Bewohner des Mals gegenüber empfand, der sich nicht einmal einem Sheson gegenüber unterwürfig zeigte.

»Lass mich in Ruhe.« Seine Worte klangen wie ein Befehl und eine flehentliche Bitte zugleich.

»Das kann ich nicht.« Vendanji begann langsam auf Grant zuzugehen. »Und ich werde es auch nicht tun. Du weißt besser als sogar ich, dass ein Mann manchmal einfach sprechen muss. Und du musst hören, was ich zu sagen habe, genau so, wie Helaina damals deine Worte hören musste.«

Mira begleitete den Sheson und bewegte sich dabei langsamer, als Braethen es sie je hatte tun sehen. Ihre Hand ruhte auf unbedrohliche Art auf ihrem Schwertgriff, aber er wusste, dass sie es weitaus schneller hätte ziehen können, als er selbst auch

nur daran hätte denken können, zu seiner eigenen Klinge zu greifen.

»Lass deinen dressierten Hund aus dem Spiel«, sagte Grant ohne Zorn oder Bosheit.

Braethen zuckte bei dieser Beleidigung, die Mira galt, zusammen. Sie blieb mit gleichmütiger Miene stehen. Sie war, wie Braethen erkannte, nahe genug herangekommen, um Grant niederzustrecken, falls er die Hand gegen den Sheson erhob.

Die Sonne stand nun groß und tief als riesige rostrote Kugel am Himmel. Braethen sah zu, wie Vendanji vor dem ledrigen Gesicht des anderen innehielt und es so musterte, als wäre er sich plötzlich nicht mehr sicher, ob dieser Mann wirklich Grant sei. Der Kiefer des Mannes war mit mehrere Tage alten Bartstoppeln übersät; der Sheson begutachtete seine Stirn, seine Nase und die Schultern. Am Ende packte Grant Vendanjis Hand mit einem Griff, den Braethen noch nie gesehen hatte. Der Sheson blickte auf ihre vereinten Hände hinab.

»Ich freue mich, dich zu sehen, Denolan.«

Grants Kopf zuckte verblüfft zurück. »Ich habe diesen Namen seit langer Zeit nicht mehr gehört. Du hast Glück, dass wir so weit entfernt von den Ohren der Hofschranzen sind, sonst könnte dir seine Verwendung eine Nacht in Ketten einbringen.« Langes Schweigen breitete sich zwischen ihnen aus. Mit einem betäubten Flüstern fügte er schließlich hinzu: »Verwende den Namen nicht. Er bezeichnet nicht mehr den, der ich bin. Ich bin nur Grant.«

»Du solltest stolz auf deinen neuen Namen sein«, erwiderte Vendanji. »Du hast recht daran getan, dich gegen die Ungerechtigkeit des Rats auszusprechen.«

Grant ließ Vandanjis Hand los. »Du bringst doch sicher keine Begnadigung. Was also führt dich her?«

Der Sheson sah dem anderen Mann aufmerksam ins Gesicht. »Keine Lügen und keine Geheimniskrämerei...«, begann er. »Aber lass uns später reden, nachdem wir unsere Pferde geholt haben.«

Grant lächelte über irgendeinen Scherz, den nur er verstand, aber es wirkte unnatürlich auf seinem Gesicht, unnatürlich hier im Mal. Braethen fand, dass beides jetzt nicht mehr voneinander zu unterscheiden war: Sie spiegelten einander wider, und Heiterkeit passte zu keinem von beiden.

Grant hob die Hand. Vier junge Männer und zwei junge Frauen erhoben sich aus der Senke, die ihr Heim umgab, und rannten zu Grant. Jeder von ihnen war so sonnengebräunt wie Grant und trug Schwert und Bogen. Alle hatten langes Haar, das sie mit Stoffstreifen zurückgebunden hatten. Mira ließ sich keine Überraschung anmerken, aber Braethen fragte sich, ob sie gewusst hatte, dass die sechs in der Nähe gewesen waren. Die Fern musterte sie genau, als sie näher kamen. Bevor sie sich noch einmal bewegten, würde sie über die körperlichen Grenzen und Schwächen jedes Einzelnen Bescheid wissen, einfach indem sie ihren Laufstil, ihre Haltung, ihre Augenbewegungen und die Art, wie sie ihre Waffen hielten, beobachtete. Sie waren nicht viel jünger als Mira, und sie hatten den gleichen strengen Gesichtsausdruck wie Grant. Die Fern schien ihnen eine Form von Wertschätzung entgegenzubringen, die Braethen ihr noch nie jemand anderem gegenüber angemerkt hatte.

»Kümmert euch um ihre Pferde«, befahl Grant. Er wies in die Richtung, aus der Braethen und Vandanji gekommen waren. »Nehmt Wasser und Salbe mit.« Die sechs entfernten sich im

Laufschritt, und Grant wandte sich dem Haus zu. »In deinen Augen stehen Fragen, Sheson. Beantworten wir sie doch, damit du gleich wieder aufbrechen kannst. Du gehörst nicht hierher.« Der Mann drängte sich an Braethen vorbei, ohne ihn zu beachten.

In seinem Haus entzündete Grant eine Lampe auf dem Tisch und fachte ein Feuer gegen die hereinbrechende Nachtkühle an. Aus einem verborgenen Becken unter dem Teppich zog er einen Krug und goss jedem von ihnen einen Becher kaltes Wasser ein. Er wartete, bis alle ihren Becher geleert hatten, und schenkte dann nach. Er ließ den Krug bei Braethen stehen und setzte sich ans Feuer.

Obwohl der Feuerschein alles in ein warmes Licht tauchte, saß Braethen nach wie vor die Kälte im Nacken. Immer wieder warf er verstohlene Blicke auf das alte Pergament, das an die Wand geheftet war.

»Du bringst einen Sodalen-Novizen aus Helligtal hierher«, sagte Grant. »Ist ihm bewusst, in welcher Gefahr er allein schon aus dem Grunde schwebt, dass er mit einem Sheson unterwegs ist?«

»Du könntest auch mich fragen«, sagte Braethen, bevor Vendanji antworten konnte.

»Er zieht als Erster *und* spricht als Erster«, sagte Grant. »Nun gut – dann lass mal hören.«

Braethen spürte, wie Mira und Vendanji den Blick auf ihn richteten. Grants Lippen verzogen sich abermals zu einem unbeholfenen Lächeln. Braethen sah wieder zu der Wand, an die der Erlass geheftet war. »Ich kenne deine Geschichte nicht«, sagte Braethen. »Sie steht in keinem der Bücher, die ich gelesen habe, und kein Vorleser, der je nach Helligtal gekommen ist, hat



Peter Orullian

Das Gewölbe des Himmels 2

Der Unrechte

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 640 Seiten, 13,5 x 20,6 cm
ISBN: 978-3-442-26840-5

Blanvalet

Erscheinungstermin: Januar 2014

Er ist nicht frei. Sein Schicksal haben andere gewählt.

Der junge Bogenschütze Tahn musste seine Heimat verlassen, als ihm klar geworden war, dass die finsternen Kreaturen aus dem Born nur seinetwegen in dem Dorf aufgetaucht waren. Doch die Bar'dyn heften sich auf seine Spur. Was ist an Tahn so außergewöhnlich, dass die Schergen des Vergessenen alles tun, um ihn in ihre Klauen zu bekommen. Ihm wird klar, dass das Geheimnis um seine Herkunft eng mit seiner Zukunft verwoben ist. Nun muss Tahn sich entscheiden, ob er das Schicksal, das andere für ihn gewählt haben, annehmen möchte ...

 [Der Titel im Katalog](#)